



«...dass ich schwul war und wohl auch bleiben werden würde...»

Neben der Funktion als jährliches Fenster zur Welt aus LGBT-Sicht sind die Filme am SchwulLesbischen Filmfestival PinkApple – unter Vorbehalt der Kurzfilmblocke und des stets wachsenden Rahmenprogramms – immer auch ein Stimmungsbild aktueller Tendenzen. Bei den Männern verschiebt sich das Schönheitsideal offenbar vom uniformen Muskelbody hin zur schnuckligen Natürlichkeit und die Frauen liefern mit einer reichlich sarkastischen Kinderwunschabrechnung erste Anzeichen zur Humorbereitschaft innerhalb einer bisher in der Tonlage eher verbissen geführten Debatte.

Thierry Frochoux

Irgendwann durften wir auch Spiesser sein, rechtsbürgerlich, bequem und/oder vollschlank. Nun zeitigen die Erfolge der Emanzipation auch höchstens mittelbar erfreuliche Anzeichen, weil einzelne Unterhaltungsformate mitten in der Durchschnittlichkeit des Mainstream angekommen sind, was gar so weit reicht, dass nach etwas über zwei Dutzend Filmen die Darstellung von heterosexueller körperlicher Annäherung gefühlte kleine Ewigkeiten dauerten, während – zumindest bei den Männern – die bare Sexualität kaum mehr expliziter Filminhalt ist. Die Frauen sind diesbezüglich sinnlicher, lustbetonter. Hinsichtlich der einschlägig bekannten Klischees eine interessante Umkehr. Auch im Zuspruch des Zürcher Publikums ist ein Wandel erkennbar, war doch beispielsweise die Vorstellung eines politischen Dokumentarfilms über die Situation von schwulen Palästinensern praktisch ausverkauft, während die Projektion der einzig hedonistischen Selbstbeweihräucherung einer Eurovision-Spess-Trash-Band keine zwei Dutzend Nasen ins Kino lockte. Die Reichhaltigkeit in der Form – vom in der Dauer explodierten Youtube-Filmchen über die aus Sicherheitsgründen nur mit Handkamera geführten Gespräche bis zur oberflächenpolierten Grossprodukti-

on – wie auch im Inhalt – von der engagierten Bildungsvermittlung der bisherigen Emanzipationsgeschichte über die Lebenssituation von LGBT-Menschen in Ländern mit gelinde gesagt schwieriger Menschenrechtslage bis zur selbstironischen Abendunterhaltung – ist bei PinkApple seit der ersten Zürcher Durchführung im Jahr 2000 quasi schon fast ein Versprechen aus Tradition, das mit einer bereits an Leichtigkeit grenzenden Souveränität auch dieses Jahr eingelöst wurde.

Entstehung von Toleranz

Was als Trutzburg und Schutzraum gegen äussere Gefährdungen funktionieren sollte, die eigene Familie, kann sich, wie mehrere Filme aus dem nahen und mittleren Osten zeigen, bei nicht konformem Lebensentwurf schnell ins bare Gegenteil, die unmittelbarste Bedrohung von Leib und Leben verkehren. Bereits mit der Dokumentation «Be Like Others» wurde die leidlich schizophrene Situation im Iran bereits vor fünf Jahren im PinkApple-Programm thematisiert und dieses Jahr mit dem Spielfilm «Facing Mirrors» noch um etliche Facetten erweitert. Gemäss offizieller Lesart existiert Homosexualität im Iran bekanntlich nicht, die staatlich geförderten Programme zur chirurgischen Geschlechtsumwandlung indes gehören auf Gesetzebene zum weltweit Fortschrittlichsten. Lag das bis nahe an den Schock reichende, verstörende Potenzial von «Be Like Others» noch in der Frage der tatsächlichen Freiwilligkeit der Wahl, sich einem solch einschneidenden Eingriff zu unterziehen, legt Negar Azarbayjani den Fokus in «Facing Mirrors» auf die Bereitschaft, das gestrenge Sitten- und Moralverständnis nicht nur für die eigenen Bedürfnisse insgeheim zurechtzubiegen, sondern regelrecht Empathie, also letztlich Solidarität gegenüber ändern zu entwickeln, deren Not sich zwar konkret anders äussert, in der Folge und Dringlichkeit aber letztlich denselben Wunsch nach Eigenständigkeit und Selbstbestimmung im Lebensentwurf meint. Ed-

die war bereits in Deutschland und auf dem besten Weg, zum Trans*Mann zu werden, als ihn die Familie unter Vortäuschung falscher Tatsachen zurück in den Iran lockte, den Pass vernichtete und eine Zwangsheirat in der Rolle der Ehefrau arrangierte. Ein neuer Pass ist bereits in Arbeit, aber Eddie muss sich bis zur möglichen erneuten Ausreise und zur Umgehung des Ehezwangs eine Woche lang verstecken und trifft auf der Flucht auf Rosa, eine an sich nach traditionellem Rollenverständnis lebende Hausfrau und Mutter, die jedoch vom Gefängnisaufenthalt ihres Mannes und der desolaten Schuldenlage, die ihn überhaupt hinter Gitter brachte, gezwungen wird, ihrerseits das geltende Gesetz zu übertreten und Taxi zu fahren. Eddie winkt mit einer horrend den Preis übersteigenden Summe, wenn ihn Rosa auf Umwegen in den Norden fährt. Die Verlockung des Geldes ist zuerst grösser als das Misstrauen. Doch die unterschiedlichen Ängste führen zu missverständlichem Handeln beiderseits und schnell scheint die Variante, nur für sich selbst zu schauen, für beide das vermeintlich kleinere Übel. Erst als sie sich nach heftigen Auseinandersetzungen einander verbal ein wenig öffnen und dem Gegenüber Einblick in die individuelle Notlage ermöglichen, beginnt diese sehr fragile anfänglich reine Zweckgemeinschaft sich ganz langsam in Richtung eines vertrauensvollen Einstehens für das Gegenüber zu entwickeln. Ein äusserst feinfühligster Film und eine wunderbare Darstellung, wie schwierig es die Toleranz bis zu ihrem Durchbruch und im Idealfall sogar bis zur Solidarität hat.

Familie als Bedrohung

Noch sehr viel direkter mit dem Tod durch eigene Familienangehörige bedroht sind Schwule in Palästina, denen es gemäss dem Dokumentarfilm «The Invisible Men» wiegleich der Spielfilmentsprechung «Out In The Dark» offensichtlich gelingt, illegal nach Israel einzureisen und dort im Versteckten zu leben oder sich von dort aus um Asyl im



Ausland zu bemühen. In Israel selbst ist ein Asylantrag nicht möglich, weil die dortige Jurisprudenz dies als Präzedenzfall bezüglich des Rückkehrrechts einstufen würde. Verblüffendes fördern beide Formate zutage: Die Dokumentation zeigt das sinnlose Katz-und-Maus-Spiel der wiederholten Ausweisung mit sofortiger Wiedereinreise und der doppelten Überhöhung der Situation, befeuert durch die Paranoia des Nahost-Konflikts, dass schwule Illegale in Israel genauso wie in Palästina verdächtigt werden, als Spione zu arbeiten – ein weiterer ‘Grund’, sie im Falle einer Festnahme zu drangsaliieren. Im Spielfilm verdeutlicht sich aber auch ein weiterer Graben. Hier verlieben sich Roy, ein Israeli aus der Oberschicht und der Palästinenser Nimir ineinander, wobei manifest wird, dass Roy mit seiner sehr westlich geprägten Lebensweise in Tel Aviv keinerlei Vorstellung davon hat, in welcher Bredouille Menschen in der Situation von Nimir stecken und dass selbst er als Anwalt, Sohn aus gutem Hause und mit Verbindungen in die höchsten Kreise, überhaupt gar keine Handhabe findet, um Nimir innerhalb der eigenen Landesgrenzen zu helfen, und dabei offenbar zum ersten Mal überhaupt mit der Strenge des Regimes der Regierung in Kontakt kommt. Nimir überlebt nur, weil sein Bruder sich einmalig ein Herz fasst und ins Leere schießt und er sich zu einem künftigen Leben im Exil in der Kälte des europäischen Nordens, fern seiner Liebe zu Roy wie seiner Heimat, entschliessen kann.

Im strömenden Regen vor die Tür gesetzt wird der 15-jährige Assaf von seinen israelischen Eltern, als diese seine Vorliebe für Frauenkleider entdecken. Als der Vater einige Jahre später schwer an Krebs erkrankt und die Mutter durch die Einschaltung eines Privatdetektivs ihn nicht, wie vermutet, im fernen Australien, sondern quasi vor der eigenen Haustür als Trans*Frau Anna findet, bricht ihr von einem ausgeprägt patriarchalen Rollenverständnis geprägtes Weltbild unter ihr zusammen. Bezeichnend für die Mutterrolle in «Melting Away» ist ihre anfänglich komplette Wahrnehmungsverschiebung, in der sie sich selbstbemteltend in der wirklichen Opferrolle vermutet und erst beginnt, ihren Fokus auf die gesamte Gemengelage neu auszurichten, als sich ihr vermeintlich konservativerer Gatte in seinem Testament als eigentlich viel fortschrittlicher und offener im

Denken und Handeln zeigt, als es die Mutter selbst im Innersten niemals war. Sämtliche dieser Filme aus dem nahen und mittleren Osten arbeiten längst nicht mehr mit den Mitteln des Schocks und des potenziellen Kehle zuschnürens im Publikum, sondern zeichnen vielschichtige Handlungen mit plastisch ausgearbeiteten Figuren und finden so einen Weg, gleichsam kenntnisreich wie auch unterhaltsam über die ausserordentlich schwierige Lage zu berichten. Mit der Benennung der Problematik schimmert etwas Hoffnung auf Veränderung auf, die von bitter-süßem Nachgeschmack begleitet, jedoch deutlich auf die noch grosse zeitliche und gesellschaftspolitische Ferne anspielt, in der Besserung dieser Situationen denkbar würde, ohne dabei die Möglichkeit einer bleibenden, einzig hoffnungslosen Ohnmacht als bestehende Entwicklung auszuschliessen.

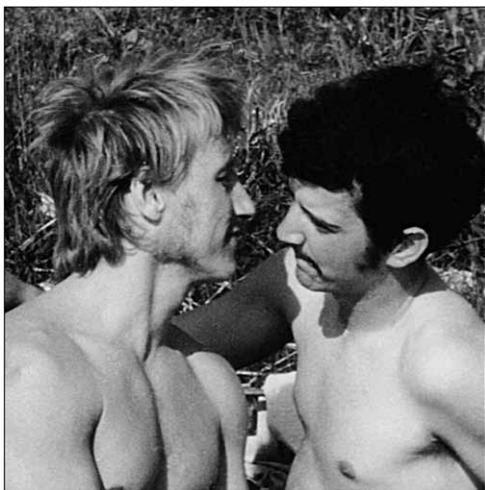
Private Geschichte(n)

Der Wechsel des Kontinents – «Call Me Kuchu» über Uganda wird erst am Donnerstag gezeigt – brachte hinsichtlich der Situation von Lesben in Südafrika, was in den vergangenen vierzehn besuchten PinkApple-Jahrgängen immer wieder Thema war, keine eigentlich weiterführende Informationen hervor. Nach Filmen darüber, wie sich beruflich und finanziell erfolgreiche weisse Frauenpaare eigentlich ein recht ansehnliches Leben einrichten könnten und der schallenden Ohrfeige einige Jahre später über die ‘Korrektilionsvergewaltigungen’, nicht zuletzt durch die örtliche Polizei selbst vorgenommen, denen schwarze Lesben in den Townships tagtäglich als akuter Bedrohung gegenüberstehen, lag der Fokus dieses Jahr mit dem Selbstportrait von Zanele Muholi auf einem privaten Engagement einer Vorzeigefigur, die bestrebt ist, die Gesellschaft mit den Mitteln der Kunst zu verändern. Eine Serie von Fotografien ist im Rahmenprogramm als Ausstellung mitgereist, und das im Film quasi ‘neue’ Element ist das selbstbewusste und lautstarke Fordern von Veränderung.

Eine etwas grundsätzlichere Begegnung mit einer Ländersituation in Afrika und ein eigentliches Sittenbild über die Situation der Frau bietet «Ladies Turn» von Hélène Harder über ein 2009 gegründetes Frauen-Fussballturnier in den Quartieren Dakars und dem

Versuch, das Finalspiel 2011 im richtig grossen Fussballstadion – mit Rasen, Tribüne und im besten Fall sogar Strom, also Licht – abhalten zu können. Obwohl die hauptsächlich treibende Kraft hinter diesem Effort, Seyni, früher Captain der Frauen-Nationalmannschaft war, gleicht die Organisation dieses Fussballfestes einem Spiessrutenlauf. Mal sagt der Minister zu, dann weiss plötzlich niemand mehr was von diesem Plan, dann wollen die Männermannschaften den staubigen Sand- und Abfallplatz trotz vorheriger Absprache doch nicht den Frauen zum Training überlassen und erfinden dafür irgendwelche hanebüchenern Rechtfertigungen, oder dann vergisst eine der Mitspielerinnen schlicht ihre Fussballschuhe... Das explizit Lesbische wollte die französische Filmemacherin gemäss eigenen Angaben nicht zu forciert in den Mittelpunkt stellen, um einerseits die im Film vorkommenden Frauen bei den Projektionen im Senegal selber nicht zu desavouieren, denn neben dem Einblick in uns unbekanntere Lebensumstände wollte sie mit diesem Film das Weiterbestehen dieses privaten Engagements unterstützen, was zumindest für das jetzige Jahr offensichtlich geglückt ist. Im Juni ist wieder Anpfiff und die Zeichen für eine Etablierung dieses Turniers stehen offenbar nicht schlecht.

Der Blick ins Private ist aber auch von einer ganz anderen Seite her dieses Jahr manifest geworden. Denn auch das Einfangen von Lebensgeschichten heute im SeniorInnenalter befindlicher VorreiterInnen drängt sich in mehrerer Hinsicht auf: Sozusagen als letzte Möglichkeit, die Erinnerung als Oral History noch durch lebende ZeitzeugInnen einzufangen und damit für die Nachwelt zu bewahren. Einer davon ist Sébastien Lifshitz’ «Les Invisibles» über Männer und Frauen mit Geburtsjahren zwischen den beiden Weltkriegen und deren damaligem Umgang mit ihren Sehnsüchten in Korrelation zum Druck der gesellschaftlichen Norm. «Sich zu bekennen, war der Skandal», sagt eine der portraitierten Personen und benennt damit einen Zustand, der in vielen Ländern noch heutzutage vorherrscht: Solange Homosexuelle keine Forderungen äussern, sondern sich heimlich, still und leise ihrer Liebe hingeben und gegen aussen ein möglichst in der Gesellschaft als



nützlich anerkanntes Leben führen, also nur ja keinen Aufstand proben, werden sie unter dem Deckmantel der allgemeinen Verschwiegenheit sogenannt 'akzeptiert'. Oder wie das jemand anderes im Film ausdrückt: «Die Normalität ist überall – oder nirgends.» «Les Invisibles» ist ein starkes Zeugnis einer spezifischen Zeit in Frankreich, also grob in Europa, eine teils skurrile Ansammlung von Altersweisheiten, was die Erzählungen mitunter richtiggehend erfrischend macht, aber auch die Möglichkeit, die Entwicklung der Gesellschaften weltweit in ihrem Stand des emanzipatorischen Fortschrittes damals wie heute miteinander vergleichen zu können. Ein Film von zärtlicher Sprödeheit und eine Erinnerung daran, dass es 'die' oder 'den' Homosexuellen schlicht weder je gab noch gibt und es in grossen Teilen von der Persönlichkeit des Individuums und der Willkür eines Schicksals abhängt, ob jemand dem eigenen Glück im Leben über den Weg läuft, also jemanden zur gegenseitigen Liebe findet, oder ob ein Dasein, trotz das Glück nicht partout ausschliessender gesetzlicher und gesellschaftlicher Rahmenbedingungen, hauptsächlich aus unerfüllten Sehnsüchten besteht.

Historie bewahren

Eine ähnliche Motivation, die Geschichte zu bewahren, verfolgen Jochen Hick und Andreas Strohhfeldt mit ihrer Dokumentation «Out in Ost-Berlin; Lesben und Schwule in der DDR» und aber auch Myriam Fougère mit «Lesbiana – A Parallel Revolution» über die Pionierinnen und Vordenkerinnen des Feminismus im Allgemeinen, aber auch in Verbindung mit Homosexualität in den USA und Kanada ab Mitte der 1970er-Jahre bis Ende des letzten Jahrhunderts. Während diese Geschichte mindestens zwischen Buchdeckeln recht gut dokumentiert ist und einen die mit Originalaufnahmen transportierten Grundsatzdebatten auf basisdemokratischer Ebene über die Euphorie entflammende Idee einer grossen einheitlichen Gemeinschaft sämtlicher Frauen um den Globus bis hin zur letztlich doch etwas ernüchternden Feststellung, dass Frau sein genauso wie lesbisch sein auch die einzige Gemeinsamkeit bleiben, und sich frau darüber hinaus vorwiegend entlang den ideologischen Grenzen oder gar jener der Hautfarbe sogar in liebevoller Feindschaft er-

bitterte Wortgefechte liefern kann. Ein Film mit vielleicht letzten möglichen Begegnungen mit wichtigen Frauen der Bewegung von Carol V. Moore über Nicole Brossard bis zu Lise Weil.

Sehr wohl in der Grundsätzlichkeit vergleichbar war die Situation von Lesben und Schwulen in der DDR, wo die Frau der Maxime einer haufenweise Kinder produzierenden Mutter zu entsprechen hatte und sämtliches Nichtentsprechen des hehren sozialistischen Ideals zur Klassifizierung zum feindlichen Subjekt führte. Dabei verfügte Berlin über eine ausgedehnte und offenbar auch reich belebte Cruising-Parklandschaft und schaffte beispielsweise den berühmten Paragraphen 175 Jahre vor der BRD ab. Selber nannten sie sich die «Verzauberten» und erzählen davon in einer etwas angejahrten Ausdrucksweise, wie etwa Klaus, der im Auswahlverfahren zum Berufsmilitär merkt, dass dieser Karriereweg verschlossen bleibt, weil: «Da wurde mir klar, dass ich schwul war und wohl bleiben werden würde.» Ausgerechnet unter den Fittichen der evangelischen Kirche, die sich auch weiteren Minderheiten, wie den Behinderten annahm, fand eine Gruppe engagierter Schwuler einen offenbar recht ansehnlichen Freiraum für Treffen, Vorbereitung politischer Agitation oder simpler Freizeitgestaltung. Eine Episode im Film, als 1973 zu den Weltjugendfestspielen der englische Aktivist Peter Tatchell der «Gay Liberation Front» vor der Stasi inmitten die englische Delegation fliehen konnte und dort erst recht unter die Räder kam, wirkt von heute aus besehen ähnlich befremdlich wie die Tatsache, dass die Stasi vermutlichen Schwulen sogenannte «Romeos» unter die Bettdecke abdelegierte, um ihnen ihre «bourgeoise Perversität» nachweisen zu können. Dass im Film sogar einer dieser ehemaligen «informellen Mitarbeiter» Auskunft über die damalige ausgeklügelte Perfidie seiner Tätigkeit gibt, setzt dem Film noch die Krone auf.

Für mathematische Laien komplett neu ist die Begegnung in der Dokufiction «Codebreaker» mit dem englischen Genie Alan Turing, das den Enigma-Code der Marine der Nazis knackte und damit den D-Day überhaupt erst ermöglicht hatte. Zeitzeugen im Film nennen die Wichtigkeit seiner Erkenntnisse in einem Atemzug mit jenen von Galileo Galilei und Isaac Newton – er gilt als der Entdecker/

Erfinder des Computers schlechthin und benannte die Grundzüge der Informatik bereits 1952, wie sie heute in jedem Smartphone ihre Verwendung finden und erkannte, nach einer Zuwendung zur Biologie, als absolut erster die Funktionsweise der künstlichen Intelligenz. Im Wortsinne ein Genie, dessen früher Tod mit 41 Jahren ein wissenschaftlicher Zeitzeuge auch im grossen Ganzen bedauert, weil die englische Wissenschaft heute einen weitaus anderen internationalen Rang einnehmen würde, hätte Alan Turing weiter forschen können. In der vermeintlich sicheren Blase des Elfenbeinturms war er sich offenbar nicht gewahr, wie gefährlich seine homoerotische Ausrichtung war, die er den Untersuchungsbehörden ziemlich frank und frei berichtete und danach erstmal der scheusslichen Fratze des englischen Staates begegnete – und sich davon nicht wieder erholen würde. Denn vor die Wahl gestellt, Kerker oder chemische Kastration, wählte er weiteres, was auf Dauer nicht nur seinen Körper veränderte, sondern auch sein Denkvermögen auf eine für ihn unhaltbare Weise einschränkte. Die Höchststrafe für einen Denker und vermutlich ausschlaggebend für seinen (nicht unbestrittenen) Suizid.

Am Rand

Neben der üblicherweise starken Dokumentarfilmsektion am PinkApple führen einen die Spielfilme auch traditionellerweise an die Ränder der Welt. Aus den Philippinen – offenbar mit dem dortigen Schauspiel-Superstar in der schwulen Hauptrolle – kommt «Bkwaw», in dem der vornehmlich grantlig-abweisende Senior René neben einem ausserordentlich schrill-lauten Coiffeurenpaar und einer aufässig neugierigen Nachbarin hauptsächlich seine Ruhe und ein zurückgezogenes Leben mit seinem titelgebenden Hund führen will. Vor der Tür legt er sich mit einem Motorradtaxifahrer an, was zu einem ersten Katz- und-Maus-Spiel, später jedoch zu einer sich anbahnenden Männerfreundschaft führen könnte, würde es René nicht eines Nachts überkommen, den schlafenden Fahrer Sol zu lieblosen und küssen, was diesen zur sofortigen Flucht unter wüsten Beschimpfungen veranlasst. Offenbar sind die tuntigen Ladyboys – in jedem Alter – im philippinischen Alltag dermassen stark verankert, dass sie vielleicht



scheel beäugt, aber nicht weiter behelligt werden, während sich ein im Alter spätes Coming-Out eines bürgerlich lebenden Mannes als auf viel grössere Widerstände stossende Ablehnung trifft.

Vergleichbar, allerdings noch heftiger, reagiert die nepalesische Gesellschaft auf den Wunsch zweier junger Frauen, zusammenzuleben und der Arm eines Familienoberhauptes reicht weit über die eigenen Dorfgrenzen hinaus, so zumindest erzählt der erste nepalesische Film mit lesbischem Inhalt «Soongava». Während fernöstliche Filme oft durch die mythische Verklammerung mehr verdecken als offenbaren, sind die beiden letzten Beispiele für eine recht unverfremdete, direkte Erzählweise. Es erstaunt wenig, dass ein thematischer Erstling aus einem Land mit sehr konservativer Rollenverteilung wie früher die meisten Filme dramatisch, also mit dem Tod der Hauptfigur, endet. Auch unterscheidet sich die Reaktion der direkten Umgebung keineswegs von solcher des anfänglich erwähnten aus dem Iran, die Sorge gilt immer nur dem eigenen Ruf, der Familienehre und nie jemals dem Glück der Nachkommen. Aus Ländern mit bereits einer gewissen Tradition an Filmen mit SchwulLesbischer Thematik, geht die Tendenz ein wenig in Richtung eines möglichen Glücks im Exil, die in westlichen Ländern häufig auch mit der Migrationssituation von nicht Niedergelassenen in reichlich komödienthafter Weise verknüpft wird. Der diesjährige Eröffnungsfilm «Margarita» aus Kanada geht deutlich in diese Richtung. Ausgerechnet im Land der alles übertreffenden Gewerkschaftsmacht sieht das Ärztpaar Gail und Ben vor lauter Engagement für sozial Benachteiligte im Beruf überhaupt nicht, dass sie ihre Kinderfrau Margarita seit nunmehr sechs Jahren letztlich komplett über Gebühr beanspruchen und mit einer plötzlichen Kündigung die sichere Ausweisung provozieren. Wären die Figuren des Ehepaares nicht dermassen dümmlich ausgelegt, der Spass an dieser Komödie käme reichlich unmotiviert rüber. Denn natürlich will ein brasilianischer, ebenfalls illegaler Migrant Margarita ehelichen, dann überlegt sich das offenbar unverheiratete Ärztpaar – erst er, dann sie – sie zu ehelichen, nur Margaritas Angebotete, eine kühle Blonde aus der Oberschicht, zickt rum, bis der Zug abgefahren ist. Ebenfalls zunehmend zickiger wird das Verhältnis von Isabella und Katja in Anne Zohra

Berracheds «Zwei Mütter». Darin zeichnet die Filmstudentin die Mühen eines Lesbenpaares in Deutschland nach, trotz Verbot der künstlichen Befruchtung schwanger zu werden und offenbart eine direkte Vergleichbarkeit in der zunehmenden Verzweiflung mit heterosexuellen Paaren. Der Druck wächst mit jedem vermeintlich neu entdeckten Strohhalm, jedem neuen Inseminationsversuch, die Rückschläge sind programmiert, ebenso die vollkommene Verzweiflung ausdrückenden Besuche bei offensichtlich obskuren Heilsbringern. «Zwei Mütter» ist die langsame, aber sichere Entfremdung zweier Frauen, die mal einen gemeinsamen Plan hatten und von dem her eine ernste Anlage. Weil aber die Filmemacherin überhaupt keine Anflüge von weinerlich in der Tonalität erkennen lässt, sondern vielmehr ihre Kamera schonungslos und kaltschnäuzig auf das sich abzeichnende Drama hält, ist eine richtig sarkastische Lesart denkbar, die für sich wiederum eine Loslösung der humorlosen Verbissenheit in der Debatte zum Thema anzeigen könnte. Die Ankunft der Filmemacherin hat sich leider kurzfristig auf nach Redaktionsschluss verzögert, sodass die Vereinbarkeit von Absicht und Rezeption nicht überprüft werden konnte. Die vermutete wachsende Gelassenheit bis an die Grenze zur Selbstironie wäre indes ein erfreulich positives Zeichen.

Verführung

Fehlt nur noch die eigentliche Unterhaltungsschiene, mit der ein kleines Filmfestival die Abendvorstellungen füllt und damit für genügend Umsatz, also auch das Fortbestehen sorgt. Das dominierende Thema hier ist dieses Jahr die Verführung. Ob der gestrenge katholische Priester Adam im polnischen Film «In The Name Of...» vom forschen jugendlichen Lukasz regelrecht bedrängt wird und ob der praktischen Konfrontation seiner bisher theoretischen und mit viel Sport im Zaum gehaltenen Männervorliebe in einen unkontrollierbaren Strudel der Gefühle gerät, oder ob eine ins gewisse Alter kommende Hetera aus der Oberschicht, wie in «A Perfect Ending», endlich einmal einen Orgasmus erleben will und sich deshalb in die fürsorglichen Hände eines Callgirls begibt, das zusammenprallen von Plan und Wirklichkeit ist Nährboden für vielerlei (auch unbeabsichtigte) Komik.

Dabei ist längst nicht jede Hingabe zum eigenen Geschlecht dermassen nachvollziehbar wie in «A Perfect Ending», denn etwa in «My Brother The Devil» ist die endliche Wendung des machohaften Gang-Oberhauptes im englischen Hackney zum Männer liebenden Aussenseiter in der arabischstämmigen Umgebung unvermittelt bis regelrecht überraschend. Dafür ist der Blick ins Banlieue-Milieu umso aufschlussreicher. Ganz dick trägt der katalanische Film «El Sexo De Los Angeles» auf, indem er aus dem sinnlich-maskulinen Rapper Rai gleich den Verführer zuerst von Bruno und später noch dessen Freundin Carla zuschreibt, was hauptsächlich zu einem Reigen von Eifersuchtsszenen führt. Da wird die eigene Toleranzschwelle bemüht, selbst wenn klar ist, dass das B in LGBT für bisexuell steht... Genauso hartnäckig baggert der jugendliche Mario den berühmten Schriftsteller Lorenz in Marcel Gislens «Rosie» an, wobei hier eher die Arroganz des Älteren thematisiert wird, der sich nur sehr schwer in eine herzlich-aufrichtige Liaison geben kann. Einfach nur 'süss' ist die italienische Coming-Out-Komödie «Come Non Detto», sehr viel sperriger indes die beiden sehr ruhigen Filme der ersten Annäherung junger Männer «Silent Youth» und «Five Dances», wobei bei all diesen Filmen genauso wie in «Hors Les Murs» die Verführungskünste nicht mehr von einem Stereotyp eines früheren männlichen Schönheitsideals ausgehen, sondern jeder dieser jungen Männer für sich ein Charakterkopf darstellt. Die Spannung holen sich die meisten dieser Filme aus der Kombination von drängendem Wunsch auf der einen und zurückweichender Ängstlichkeit auf der anderen Seite, nicht selten vereint in ein und derselben Figur. Dass sich die Diversität jetzt sogar in der Unterhaltung darin manifestiert, dass die Verführer auch klein, behaart, rot haarig und sommersprossig sein dürfen, verleitet – ähnlich wie die sarkastische Mütterwerdung – zur Versuchung, hier eine Abkehr vom jahrelang dominierenden körperlichen Einheitsideal zu sehen, was letztlich einer baren Freude gleichkommt, entspricht dies doch der Realität um ein Mehrfaches und hilft womöglich, Jugendlichen dank einer breiteren Palette an Identifikationsfiguren die eigene Körperlichkeit leichter anzunehmen.